

E-JOURNAL (2020)

9. JAHRGANG / 1

zfl

FORUM INTERDISZIPLINÄRE BEGRIFFSGESCHICHTE (FIB)

LEIBNIZ-ZENTRUM
FÜR LITERATUR- UND
KULTURFORSCHUNG

Herausgegeben von Ernst Müller

IMPRESSUM

Herausgeber dieser Ausgabe

Ernst Müller & Wolfert von Rahden, Leibniz-Zentrum für Literatur- und Kulturforschung (ZfL), www.zfl-berlin.org

Direktorin

Prof. Dr. Eva Geulen

Redaktion

Ernst Müller (Leitung), Herbert Kopp-Oberstebrink, Dirk Naguschewski, Tatjana Petzer, Barbara Picht, Falko Schmieder, Georg Toepfer

Wissenschaftlicher Beirat

Faustino Oncina Coves (Valencia), Christian Geulen (Koblenz), Eva Johach (Konstanz), Helge Jordheim (Oslo), Christian Kassung (Berlin), Clemens Knobloch (Siegen), Sigrid Weigel (Berlin)

Gestaltung KRAUT & KONFETTI GbR, Berlin

Layout/Satz Constantin Sinn

Titelbild D. M. Nagu

ISSN 2195-0598



Sämtliche Texte stehen unter der Lizenz **CC BY-NC-ND 4.0**. Die Bedingungen dieser Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z. B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den*die jeweilige*n Rechteinhaber*in.

© 2020 / Das Copyright liegt bei den Autor*innen.

INHALT

4 EDITORIAL

Ernst Müller, Wolfert von Rahden

I

7 ENTROPY

Christian Hoekema

29 ENERGY

Ernst Müller

39 THE ENERGETIC LEGACY OF ANTHROPOCENE THOUGHT

Anna Simon-Stickley

II

56 MULTIPLE SEMANTIKEN DES SPRACHURSPRUNGSBEGRIFFS

DIE RENAISSANCE DER SPRACHURSPRUNGSFRAGE IM 19. JAHRHUNDERT IM DEUTSCHEN SPRACHRAUM

Wolfert von Rahden

88 ACADEMIES AND THE DEFENCE OF EUROPEAN NATIONAL LANGUAGES

(MIT EINER SELBSTKRITISCHEN VORBEMERKUNG)

Jürgen Trabant

94 HERMANN PAULS SPRACHPSYCHOLOGISCHE WURZELN

(DARWIN UND DIE FUNKTIONAL-PRAGMATISCHE PSYCHOLOGIE)

Clemens Knobloch

REZENSION

106 GÉRARD RAULET/MARCUS LLANQUE (HG.): »GESCHICHTE DER POLITISCHEN IDEENGESCHICHTE«, BADEN-BADEN: NOMOS 2018, 494 S.

Kari Palonen

REZENSION

GÉRARD RAULET/MARCUS LLANQUE (HG.): »GESCHICHTE DER POLITISCHEN IDEENGESCHICHTE«, BADEN-BADEN: NOMOS 2018, 494 S.

Kari Palonen

›Politische Theorie und Ideengeschichte‹ heißen noch viele der deutschsprachigen politologischen Lehrstühle. Die Kombination klingt etwas merkwürdig, erklärt sich jedoch daraus, dass mangels einer eigenständigen politologischen Tradition anfänglich gelernte Philosophen oder Historiker auf die Theorielehrstühle berufen wurden – und der Streit zwischen Normativisten und historisch Orientierten blieb seither auf der Agenda.

Der Band *Geschichte der politischen Ideengeschichte*, herausgegeben von dem Politologen Marcus Llanque und dem Philosophen und Literaturwissenschaftler Gérard Raulet, geht auf eine deutsch-französische Zusammenarbeit zurück. Das Buch zielt auf die Selbstreflexion der ›politischen Ideengeschichte‹, auf eine Art ›Archäologie‹ des ›Narrativs‹ der Disziplin (9–10). Genau betrachtet betreiben die Autor*innen jedoch keine Geschichte und Selbstreflexion der Politikwissenschaft in der Nachkriegszeit, der Schwerpunkt liegt vielmehr bei Denkern und Ansätzen der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhundert.

Der zentrale programmatische Satz lautet:

»Wir untersuchen Diskursstrategien, die sich im Raum der (prinzipiell freien) Eigenlogik der Ideen entfalten, ohne sie vorschnell auf die unmittelbare Politik zu reduzieren, aber auch ohne darüber den historischen und politischen Kontext aus den Augen zu verlieren, in dem sie auf mittlere und längere Frist Bedeutung erlangen.« (10)

Dies scheint darauf hinzuweisen, dass viele Beiträge auch konzeptionell einen Schritt zurück machen möchten, zurück zur Ideengeschichte à la Friedrich Meinecke. Es geht hier also nicht um Begriffsgeschichte, um die Geschichte des politischen Denkens, um politische Ideologien, um politische Sprachen, um politische Rhetorik und Sprechakte. Von der ›Politik‹

als solcher wird an der zitierten Stelle eher in einem rein instrumentellen Sinne gesprochen, nicht als eigenständige Perspektive auf das Denken oder als Thematisierung der Geschichte des Politikbegriffs.

Hier sei angemerkt, dass meine eigenen Forschungsinteressen nicht sehr viel mit den Fragestellungen und Ansätzen des Buchs gemein haben – auch insofern, als das politiktheoretisch-methodologische Werk Max Webers kaum diskutiert wird. Trotzdem enthält das Buch auch für mich viel Neues und Lesenswertes. Methodologisch ist etwa das Streben, »die holzschnittartigen ideengeschichtlichen Dualismen wie Liberalismus vs. Anti-Liberalismus, Aufklärung vs. Gegenaufklärung, Moderne vs. Anti-Moderne zu entkräften« (12), durchaus lobenswert.

Im ersten Teil des Bandes entwerfen einige jüngere Kolleg*innen programmatische Ansätze zum Thema. Bei Frauke Höntschs Beitrag mit dem Untertitel »Ideengeschichte im Zeitalter der Kontingenz« hätte ich eine Diskussion von Webers Chancenbegriff erwartet. Rieke Trimçevs Beitrag zum produktiven Anachronismus ist der einzige im ganzen Buch, der sich mit Reinhart Kosellecks Werk beschäftigt. Mit Recht betont sie, dass Koselleck das Begriffspaar Erfahrungsraum vs. Erwartungshorizont als ein rein analytisches benutzt, ohne zu untersuchen, ob es in den Quellen verwendet wird. Ebenso entlehnt er einige Begriffspaare von Carl Schmitt und Martin Heidegger, umgewandelt sie aber zu ›anthropologischen Konstanten‹. Trotzdem liegt bei Koselleck die Pointe primär beim ursprünglichen Auf-den-Begriff-Bringen – im Kontext der Umprägung der Begriffe um die ›Sattelzeit‹ etwa. Hier kann man durchaus – wie Koselleck in seiner Antwort auf John Pocock in Washington 1996 auch selbst erwähnte – eine Ähnlichkeit mit Quentin Skinner entdecken, der mit der Priorität von *linguistic action*, der Pointe der Sprechakte, den Bedeutungswandel von Begriffen durch Rezeption betont.

Den Hauptteil des Buches mit dem Untertitel »Lehren von Weimar: Diskursstrategien« finde ich am ergiebigsten. Er widmet sich in erster Linie der Analyse der kanonisierten Klassiker der Frühen Neuzeit: Niccolò Machiavelli, Thomas Hobbes, Baruch de Spinoza, Immanuel Kant und vor allem Jean-Jacques Rousseau, dessen primär deutschsprachige Rezeption im 20. Jahrhundert in vier Beiträgen interpretiert wird. Auf der Seite der Analytiker*innen der Klassiker überragen ebenfalls einige Namen: Leo Strauss und Hannah Arendt werden in mehreren Aufsätzen und unter unterschiedlichen Gesichtspunkten thematisiert, aber auch Georg Jellinek, Carl Schmitt, Karl Mannheim, Helmuth Plessner, Ernst Cassirer, Martin Heidegger, Hans Freyer und die Frankfurter Schule werden diskutiert. In den letzten Kapiteln werden der Begriff des Republikanismus sowie seine Ursprünge untersucht.

Es mag sein, dass es dem Zufall geschuldet ist, welche Denker*innen in dem Band verhandelt werden. Trotzdem könnte man darüber nachdenken, wer kaum oder überhaupt nicht erwähnt wird. Neben Max Weber, den ja zumindest Marcus Llanque an anderen Stellen studiert hat, hätte ich in diesem Zusammenhang gern etwas über Juristen wie Otto Kirchheimer, Kurt Hiller oder Hans Morgenthau gelesen, von denen viele auch für die spätere Politikwissenschaft bedeutsam waren. Als Österreicher klassifizierte Denker wie Hans Kelsen, Josef Schumpeter, Karl Popper, Ludwig Wittgenstein u. a. wurden offenbar systematisch ausgeklammert.

Die Rousseau-Studien veranschaulichen die Verschiedenheit der deutschsprachigen Rezeption. Alfons Söllner analysiert in seiner Übersicht zur Stellung Rousseaus in der deutschen Philosophie die Interpretationen der Neukantianer (Wilhelm Windelband, Karl Vorländer, Siegfried Marck), der frühen Frankfurter Schule (Max Horkheimer, Leo Löwenthal, Franz Neumann) bis hin zu Leo Strauss und Ernst Cassirer. Neben der Vieldeutigkeit der Rousseau-Deutungen betont Söllner, dass in den Interpretationen, mit »Leo Strauss [...] als kuriose[r] Ausnahme«, »Erkenntnisinteressen des jeweiligen Autors bzw. Kontextes, in den er gehört, eine eigensinnige Vermittlerrolle spielen« (174).

Gérard Raulet konfrontiert das Rousseau-Bild in Frankreich mit jenem in Deutschland: »Den Vertretern der französischen Rechten [...] war Rousseau schon immer ein Dorn im Auge« (277), während »gerade in Deutschland Rousseaus politisches Denken in konservativen Kreisen eine positive

Rezeption erfuhr« – als Beispiele nennt er Edgar Jung und Carl Schmitt (278). Für die Ersteren war Rousseau »Ahnherr der demokratischen Republik«, für die Letzteren ein Denker der Gemeinschaft (ebd.). Unter Literaturwissenschaftlern dominierte Raulet zufolge jedoch eine andere Scheidelinie: Autoren wie Ernst Robert Curtius und Victor Klemperer sehen in Rousseau einen cartesianischen Klassizisten, im Gegensatz zu Romantikern (283–287). Während Raulet Klemperers Rousseau-Kritik als Protest gegen die »französisch-republikanischen Sieger« im Kontext des Versailler Vertrags deutet (290–291), versteht er Cassirers Rousseau eher als einen, der die Verstandesliteratur mit einem »Kult des Gefühls« ausbalanciert (297).

Aufschlussreich ist der Beitrag von Daniel Schulz zu Rousseau und Kant in der bundesrepublikanischen politischen Theorie. Er ist auch fast der einzige, der politisches Denken mit institutionellen und prozeduralen Aspekten der Politik verbindet und mit Carlo Schmid einen der führenden Politiker der frühen Bundesrepublik behandelt. Schulz zeigt, dass Schmid und Ernst Fraenkel Absage an Rousseau über Jakob Talmons bekannte Studie zu den Ursprüngen der totalitären Demokratie vermittelt war. Erst später hat Iring Fetscher die Verbindung zwischen aktuellen Debatten und Rousseau bestritten. Im Gegensatz dazu diente Carl Schmitts von Rousseau inspirierte Zurückweisung der Repräsentation zur Parlamentarismuskritik beim frühen Jürgen Habermas und insbesondere bei Johannes Agnoli (310–311). Später gelangte Habermas mit Kant und John Rawls zu einer Aufwertung »der rechtlichen Strukturen politischer Ordnung« (319), die jedoch von einer prozedural-rhetorischen Parlamentskonzeption à la Westminster weit entfernt blieb.

Leo Strauss ist einer der am meisten zitierten Autoren in diesem Band. Sein Programm für die Ideengeschichte zielte auf eine Begrenzung des Wandels der Fragestellung und auf eine Art Rehabilitierung der *perennial questions*, was bekanntlich eine militante, an Robin George Collingwood anschließende Opposition bei Quentin Skinner provozierte (vgl. Raulets Beitrag *Republikanische Ideengeschichte*, 484–487).

Bruno Quélenecs Aufsatz *Thymos und heroische Männlichkeit. Von Leo Strauss bis zur AfD. Zur Ideengeschichte eines antiliberalen und antifeministischen Motivs* beansprucht, sich »mit der Geschichte der Zirkulation, Verwendung und Ideengeschichte dieses altgriechischen Begriffs in der politischen Philosophie und Ideengeschichte des 20. und 21.

Jahrhunderts auseinander[zu]setzen« (223). Dies kann als ein Beispiel der rhetorischen Toposanalyse verstanden werden. Der Autor betont, dass er »keine *bruchlose* Kontinuität zwischen Leo Strauss' politischer Philosophie und dem Programm der AfD« suggeriert (ebd.). Ihm zufolge nimmt Strauss »zwar am Diskurs der deutschen Rechten teil [...], bleibt jedoch als deutscher Jude (und als Zionist) von diesem rechtsextremen Diskurs strukturell ausgeschlossen, was ihn immer davor bewahrt hat, sich mit den ›deutschen Nihilisten‹ ganz zu identifizieren« (233). Als *Thymos*-Denker analysiert Quélenec dann die US-Straussianer Allan Bloom, Francis Fukuyama und Harvey Mansfield sowie Peter Sloterdijks Buch *Zorn und Zeit* – mit einem Hinweis auf dessen früheren Assistenten, den AfD-Abgeordneten Marc Jongen. Laut Quélenec inszenieren die genannten Autoren eine »Gegengeschichte«, sie wollen »den ›Besiegten‹ der Geschichte (Helden, Aristokraten, Patrioten, Leistungsträgern oder ›*manly men*‹) eine Stimme verleihen« (251). Diese Deutung als eine Version der *rhetoric of reaction* (Albert O. Hirschman) ist der Diskussion wert.

Die Debatten um Martin Heideggers Verhältnis zur Politik setzt Daniel Mayer über dessen Vorlesungen zu Aristoteles in einen anregenden Bezug zur Rhetorik. Dabei hätte er deutlicher betonen können, dass Heideggers Begriff des *Geredes* ein alter Topos der antiparlamentarischen Rhetorik ist, worauf sich auch Heideggers Skepsis gegenüber der Deliberation politisch bezieht (358). Die aus Heideggers Vorlesungen im akademischen Jahr 1933/34 stammende Formel von der Rhetorik als der »Grundwissenschaft von Menschen« (362) ist zumindest scheinbar paradox. Wenn Mayer Heideggers Gemeinschaftsdenken hervorhebt, wird klar, dass Rhetorik hier keine Deliberation *pro et contra* parlamentarischen Stils, sondern nur eine epideiktische Rhetorik der Akklamation sein kann. Bald nach der Etablierung der NS-Herrschaft verschwindet auch diese Art der Aufwertung von Politik und Rhetorik aus der Sprache des Regimes.

Hochinteressant ist der Aufsatz von Daniel Schulz zur Renaissanceforschung der Meinecke-Schüler*innen Felix Gilbert, Hans Baron und Hedwig Hintze in der Spätphase der Weimarer Republik. Schulz zeigt, dass der Florentiner Republikanismus in der deutschen Geschichtsforschung einerseits kein Thema war, die Gegenüberstellung Republik vs. Tyrannis andererseits doch auf die zeitgenössische politische Konstellation verweist (441). Es ist bekannt, wie wichtig die in der für republikanisches Denken günstigeren US-Emigration entstandenen Schriften Gilberts und

Barons für John Pococks *The Machiavellian Moment* (1975) und Quentin Skinners *The Foundations of Modern Political Thought* (1978) waren. Gilberts Werk zu Machiavelli und Guicciardini zeigt einen Anknüpfungspunkt für Pococks Diskussion der Zähmung der *fortuna*, während der von Baron studierte Leonardo Bruni einer der Hauptakteure in Skinners Interpretation der Florentiner Renaissance wurde. Dagegen blieb Hintzes Werk über den Girondisten der Französischen Revolution ohne prominente internationale Rezeption. Die Idee, die Geschichte des Republikanismus als Krisengeschichte zu lesen, ist einer genaueren Diskussion würdig. Man sollte sich jedoch vom Terminus *Cambridge School* verabschieden, der die Profile von Skinner, Pocock und Philip Pettit in einer missverständlichen Weise vereinheitlicht.

Was in diesem Band fast ohne Ausnahme fehlt, sind die aktiven Politiker*innen der wilhelminischen und der Weimarer Ära, obwohl unter ihnen auch viele Akademiker*innen zu finden sind – wie Walter Schücking, Ludwig Quidde, Rudolf Hilferding, Gustav Radbruch, Rosa Luxemburg oder Arthur Rosenberg. Ihre Schriften und Reden sowie ihre Verbindungen zu akademischen Debatten der Zeit wären für das Thema anregend gewesen. Das weitgehende Fehlen dieser Fragen ist ein Indiz dafür, dass die deutschsprachige »Ideengeschichte« sich – mit Ausnahmen wie Hubertus Buchstein – nicht intensiv mit Problemen der politischen Praxis beschäftigt hat. Immerhin bieten die Themen der Staatsbürgerschaft, des Wahlrechts und des Wahlmodus, des Parlamentarismus sowohl als Regierungsform als auch als prozedural-rhetorischer Politikstil viele Gelegenheiten zur Theoretisierung der Politik als Handeln. Dasselbe gilt für die Professionalisierung der Politiker*innen und deren Formen, einschließlich der Debatten um die Knappheit der Zeit und deren faire Verteilung, und nicht zuletzt für die europäische Integration und sonstige supranationale Aspekte der Politik.

Dass Themen dieser Art in dem Band kaum berücksichtigt werden, halte ich für provinziell – ein unnötiges Festhalten an einer vermeintlich scharfen Trennlinie zwischen ›reiner‹ Theorie und ›schmutziger‹ Tagespolitik. Letztere wird den engstirnigen und historisch dilettantischen Empiristen überlassen, anstatt gelehrte Analysen über die in politischer Praxis enthaltenen Kontroversen zu Theorien und Begriffen anzustellen und auszuwerten.